

14. MÜNCHNER KINDER-KRIMIPREIS

Ausgezeichnete Krimis 2016



VERANSTALTER:



Münchner Stadtbibliothek



Landeshauptstadt
München
Kulturreferat

DER MÜNCHNER KINDER-KRIMIPREIS WIRD UNTERSTÜTZT VON:

Literaturhaus
München



dtv junior

der Hörverlag

TULIPAN VERLAG

MEDIENPARTNER:

radioMikro



Pomkide



14. MÜNCHNER KINDER-KRIMIPREIS Ausgezeichnete Krimis 2016

Grußwort von Lotte Kinskofer	3
Eine unglaubliche Entdeckung oder was am 13.6.1886 wirklich geschah	5
Der Diebstahl im Freibad	11
Das Theaterdrama	15
Vom Opfer zum Täter	21
Lara	31
I' verrat Ihnen was	37
Auftakt des Kinder-Krimifests mit Kirsten Boie	43



Moderatorin Geli Schmaus bei der Verleihung des 14. Kinder-Krimipreises.



Lotte Kinskofer, selbst Autorin und Jurymitglied, spricht zu den Nachwuchsschriftstellern.

**Liebe junge Krimifans,
liebe Leserinnen und Leser,**

wer schreibt, ist mutig. Das sieht jetzt erst einmal so aus, als wollte ich mich als Autorin selbst loben. Das ist aber gar nicht meine Absicht. Vielmehr möchte ich euch ein Gefühl dafür geben, dass ihr mutig seid. Ihr habt euch für ein Hobby entschieden, das auf den ersten Blick nicht besonders cool wirkt. Weil jeder lesen und schreiben kann, es also nichts Besonderes ist. Surfen ist cool oder Bouldern und Heli-Skiing, aber doch nicht Schreiben! So denken die meisten Leute.

Doch, es ist mutig. Wer schreibt und den Text auch noch bei einem Wettbewerb einreicht, der riskiert etwas. Denn jeder Text verrät etwas über den Menschen, der ihn geschrieben hat.

Gerade beim Krimi ist das so, weil wir uns in die Abgründe menschlichen Denkens und Handelns begeben. Schreibe ich über einen Einbruch, eine Erpressung, eine Entführung oder gar einen Mord? Bin ich Täter, Opfer, Ermittler oder nur ein Beobachter? Bin ich ein mutiger Zeuge oder lasse ich mich unter Druck setzen? Ist es eine grausame Tat oder eher ein Unfall mit schwerwiegenden Folgen? Wer ist mein Held und mit wem identifiziere ich mich? Das alles sind Fragen, die ihr vor dem Schreiben für euch beantworten müsst. Diese Antworten wiederum fließen ein in interessante und spannende Texte.

Ihr habt uns eure Geschichten geschenkt und uns dabei viel über euch selbst erzählt. Danke, dass ihr eure Ideen und Erzählungen mit uns geteilt habt. Danke, dass ihr euch dem Wettbewerb gestellt habt. Schade, dass wir nicht mehr Geschichten prämiieren konnten.

Die ausgezeichneten Krimis findet ihr hier in diesem Band. Seid stolz, wenn einer von euch dabei ist. Wenn euer Text nicht veröffentlicht wurde, dann sollt ihr wissen, dass manche Entscheidung der Jury sehr knapp ist. Nehmt es als Ansporn, im kommenden Jahr wieder mitzumachen.

Wir freuen uns auf euch und eure Geschichten,
Lotte Kinskofer



Das Jugendquartett mit Tassilo Probst, Lina, Peer und Amrei Bohn sorgt für die musikalische Begleitung.



Polizist Grünfels befragt die Neueingetroffenen.

EINE UNGLAUBLICHE ENTDECKUNG ODER WAS AM 13.6.1886
WIRKLICH GESCHAH

„Endlich Ferien!“, dachte Paul, als er aus dem Auto seiner Eltern ausstieg. Zum ersten Mal durfte er alleine bei seinem Großvater Urlaub machen, der in Berg, einem kleinen Ort nahe des Starnberger Sees, wohnte. „Zwei lange Wochen in einem langweiligen Dörfchen“, grübelte Paul. Doch recht bald schon sollte er merken, dass diese Ferien sich als spannendes Abenteuer entpuppen würden.

Nach dem Mittagessen hatte sein Opa die Idee, einen Spaziergang entlang des Starnberger Sees zu unternehmen. „Spaziergehen ist zwar nicht meine Lieblingsbeschäftigung, aber meinetwegen“, dachte sich Paul. Als sie rund 200 Meter zurückgelegt hatten, entdeckte Paul hinter dem Schilf ein Holzkreuz, etwa drei Meter vom Ufer entfernt. „Opa, welche Bedeutung hat dieses Kreuz im Wasser?“, fragte er. „Ach, das ist eine lange Geschichte“, antwortete der Großvater. „Wir haben doch Zeit“, warf Paul ein. „Kannst du sie mir bitte erzählen?“ „Also gut“, seufzte dieser. „Vor einiger Zeit regierte ein König namens Ludwig der Zweite in Bayern. Wegen ihm war die bayerische Kabinettskasse damals hoch verschuldet, da er sehr viel Geld für die schönen Künste und seine prunkvollen Schlösser ausgab. Aus diesem Grund wollte das Kabinett, mit einem gewissen Herrn Lutz als Vorsitzenden, den König schnellstens loswerden. Kurzerhand wurde der König für geisteskrank erklärt, von einem Arzt namens Bernhard von Gudden. Dieser durfte sich allerdings vom Zustand Ludwigs kein eigenes Bild machen, sondern musste anhand der Briefe und Zeugenaussagen des Kabinetts

herausfinden, ob man den König wirklich für geisteskrank erklären und ihn somit vom Thron stoßen könnte. Der ausgebildete Facharzt erklärte den noch mächtigen Ludwig innerhalb von 24 Stunden offiziell für geistig umnachtet und unterschrieb jegliche Formulare zur Durchführung des Komplotts. In der Nacht des 10. Junis 1886 erklärte man Ludwig, wieso er nun seine Macht verlor, und verschleppte ihn auf Schloss Berg, wo dieser jederzeit überwacht und behandelt wurde.“

„Das ist ja ein richtiger Krimi, Opi!“, unterbrach ihn Paul. „Aber das Beste kommt noch, denn die Umstände von Ludwigs Tod wurden nie richtig geklärt“, erzählte der Großvater. „WAS?! Wurde nie bekannt, wie der damalige König gestorben ist?“, fragte Paul. „Nein, man glaubt, er und sein Leibarzt sind damals ertrunken. Aber jetzt sollten wir langsam heimgehen!“, antwortete Großvater.

Zu Hause angekommen, wollte Paul endlich mal Opas Haus erkunden. Während sein Opa in der Küche beschäftigt war und das Abendessen vorbereitete, schlich sich Paul durch das große, geheimnisvolle Haus seiner Großeltern. Seine Oma war vor vielen Jahren schon gestorben, als Paul noch ein kleiner Junge war. Besonders reizte Paul der Dachboden, den er noch nie bestiegen hatte. Die alte und morsche Holzterapie knarrte unter Pauls Füßen, als er möglichst leise zum Dachboden emporstieg. Paul versuchte mühselig, die zum Dachboden führende Luke zu öffnen, ohne dass er die Leiter herunterfiel. Schlussendlich schaffte er es und schob sich durch den schmalen Durchgang. Im fahlen Licht der Deckenlampe konnte Paul die Umrisse großer, schwerer Möbelstücke erkennen, die mit Bettlaken verhangen waren. In einer Ecke stapelten sich alte, verrostete Angeln, über denen sich riesige Spinnennetze ausgebreitet hatten. Daneben stand ein ausgefranster Weidenkorb, in dem sich Fischernetze befanden. „Ganz schön gruselig hier“, dachte Paul und spielte kurzzeitig mit dem Gedanken, wieder nach unten zu gehen. Doch plötzlich fiel sein Blick auf eine alte Holztruhe, an der sich ein messingfarbenes Schloss befand. Nun konnte er der Versuchung nicht widerstehen: Er musste die Truhe aus der Nähe betrachten. Er wollte gerade eben versuchen, das schwere Schloss von der Kiste zu entfernen, als er von weit weg die Stimme seines Opas

vernahm: „Paul, komm bitte zum Abendessen!“ „Schade“, dachte Paul bei sich und schlurfte enttäuscht die Treppe hinunter. Ein letztes Mal blickte er zum Dachboden hinauf, bevor er sich in die Küche zu seinem Großvater begab. Während des Abendbrotes durchlöcherte Paul seinen Opa mit etlichen Fragen: „Du, Opi“, fragte Paul, „haben wir einen Verwandten, der Fischer war?“ „Tatsächlich, mein Junge, gab es einen Fischer, der Jakob Lidl hieß. Und stell dir vor, er war der Leibfischer von König Ludwig!“ Paul antwortete nicht, denn ihm hatte es die Sprache verschlagen. Schließlich fragte er verdattert: „War das auch derjenige, der dieses Haus erbauen ließ?“ „Ja! Über der Haustür findest du noch das Baujahr des Hauses eingraviert. Nämlich 1896“, entgegnete der Großvater.

Beim Einschlafen wälzte sich Paul hin und her. Ihm schossen tausend Fragen durch den Kopf: „Was ist damals am 13. Juni wirklich geschehen und welche Rolle spielte mein Urgroßvater Jakob Lidl?“ Am nächsten Morgen wäre er am liebsten gleich wieder auf den Dachboden gestiegen, aber sein Opa hatte andere Pläne. Er schlug eine Schifffahrt zur Roseninsel vor. Als sie sich kurz danach auf dem Schiff befanden, sah Paul von Weitem die Stelle, an der das Holzkreuz stand. „Wie konnte ein Erwachsener in einem so flachen Wasser ertrinken?“, grübelte er. „Opa, war Ludwig etwa so ein schlechter Schwimmer?“ „Diese Geschichte lässt dich wohl gar nicht mehr los“, seufzte dieser. „Vielleicht hätte ich dir das nie erzählen sollen. Aber ganz ehrlich, ich weiß nicht, wie gut König Ludwig schwimmen konnte.“

Am Abend, als Opa die Sportschau schaute, schlich sich Paul ein zweites Mal auf den Dachboden. Er wollte sich nämlich die Holztruhe genauer anschauen. Mit einem Klick öffnete er das schwere Messingschloss und fand etliche in Leder eingebundene Bücher, die größtenteils von der Fischereikunde handelten. Höchstwahrscheinlich gehörten diese seinem Urgroßvater. Er grub weiter tief ins Innere der Truhe und fand dort eine Handvoll Schulhefte, die mit einem Lederriemen verschnürt waren. Auf dem ersten stand *Mathematik J. Lidl 8a*, auf dem zweiten *Heimat- und Sachkunde J. Lidl 8a* und auf dem dritten *Deutsch J. Lidl 8a*. Das letzte Heft war gar kein richtiges Schulheft,

denn auf ihm stand: *Tagebuch 1886*. „Hat das auch meinem Ururgroßvater gehört?“, fragte sich Paul. „Und war das nicht das Jahr, in dem König Ludwig gestorben ist?“ Mit zitternden Fingern schlug er das Heft auf. Würde darin das Geheimnis um die schicksalsvolle Nacht gelüftet werden? Der erste Eintrag war auf den 10. Juni 1886 datiert:

„*Ganz überstürzt wurde die Ankunft des Königs und des Professors von Gudden angekündigt. Angeblich hat sich die Gemütsverfassung der königlichen Hoheit verschlechtert. Was für ein Jammer! Vielleicht findet er hier, abseits der Macht und seiner Getreuen, den Frieden, den er braucht, um zu gesunden*“, las Paul. Dort stand weiter: „*Ich denke nicht, dass unser Ludwig geisteskrank ist, er ist ein fantasievoller, guter König und dass das Kabinett ihn mit solchen Mitteln vom Thron stößt, ist auf gar keinen Fall gerecht. Die ganze Angelegenheit sieht mir sehr nach einem Komplott aus, das der Minister Lutz geschickt eingefädelt hat. Aber aus welchem Grunde? Irgendwie habe ich ein ungutes Bauchgefühl ...*“ Paul brach mitten im Satz ab, weil er auf der Treppe zum Dachboden Schritte vernahm. Schnell hastete er hinter einen der spinnenwebverhangenen Schränke, die schon von einer dicken Staubschicht bedeckt waren. Die Schritte kamen näher und er hörte den schweren Atem seines Großvaters, der murmelnd in Richtung des Versteckes trat: „Nanu? Warum ist denn hier die Luke offen? Ist hier jemand?“, rief er etwas lauter in den Raum. Paul hielt den Atem an. Er rührte sich nicht vom Fleck, denn er wollte sich unter keinen Umständen verraten. „Wahrscheinlich hab ich das letzte Mal hier oben vergessen abzuschließen. Tja, mit dem Alter wird man halt immer vergesslicher“, konnte Paul seinen Opa noch vernehmen. Schließlich hörte er den verrosteten Dachbodenschlüssel im Schloss quietschen. Als die Luft rein war, kroch Paul wieder aus seinem Versteck. Die Luke war verschlossen. Doch Paul hob das Tagebuch vom verstaubten Boden auf und las weiter. Zum Glück hatte sein Großvater das Heft übersehen, denn sonst hätte sich der ganze Aufwand nicht gelohnt. Aus der Überschrift des nächsten Eintrages konnte man schließen, dass dieser am 12. Juni 1886 verfasst wurde. Darin stand:

„*Die königliche Majestät hat mich in einen streng geheimen Fluchtplan eingeweiht, bei dem ich mitwirken soll. Dieser wird für den*

morgigen Abend geplant: Der König gedenkt, bei einem Spaziergang mit dem Doktor durch das flache Wasser des Starnberger Sees seiner Gefangenschaft zu entkommen. An einer vom König bestimmten Stelle werde ich mit meinem Boot auf ihn warten. Dann werde ich ihn zum anderen Ufer des Sees bringen, wo eine Kutsche seine Hoheit sicher nach Tirol bringen wird, wo er vorerst ein ruhiges Leben führen kann.“ Paul staunte nicht schlecht. Er hatte soeben eine unglaubliche Entdeckung gemacht, die viele Mythen und Sagen aus der Welt schaffen würde. Hastig blätterte er in dem alten Schulheft, bis er auf den Eintrag des 14. Juni 1886 stieß. Gebannt fing er an zu lesen: *„Schockiert von den gestrigen Ereignissen schreibe ich nun schon in der Früh um fünf Uhr. Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen, ich bin viel zu durcheinander. Unser Plan lief perfekt, der König wollte gerade in mein Boot steigen, als ich Schüsse vernahm. Einer der Gendarmen hatte unkontrolliert wegen der dichten Nebelschwaden in die Fluchtwegbahn geschossen und dabei meinen Gönner, den guten König Ludwig, getroffen. Eine Tragödie, die mich mein ganzes Leben lang belasten wird. Ich bin verzweifelt, weiß nicht, wovon ich leben soll. Mir geht es so schlecht wie noch nie in meinem schönsten Leben. Wie nun die Ereignisse dieser Nacht vertuscht werden sollen, ist mir ein Rätsel. Schließlich wird sich hoffentlich alle Welt an diesen Märchenkönig erinnern, der der Welt nie etwas Böses wollte.“*

Paul blieb mit offenem Mund auf dem dreckigen Holzboden sitzen, bis er wieder einen klaren Gedanken fassen konnte: „Das ist ja der absolute Wahnsinn! Das Kabinett erfand dann die Geschichte vom Ertrinken, um das Ganze zu vertuschen. Doch Jakob Lidl hat es geschafft, sein Tagebuch zu verstecken und gleichzeitig so gut aufzubewahren, dass das Papier nicht vermoderte. Das muss ich sofort Opi zeigen!“ Er wollte gerade die Treppe hinuntersausen, bis ihm wieder einfiel, dass sein Opa die Luke verschlossen hatte. Paul fing an, laut um Hilfe zu schreien, und trommelte dabei wild mit den Fäusten gegen die Luke. Etwa fünf Minuten später hörte er, wie der Schlüssel im Schloss gedreht wurde. Sein Opa machte die Luke auf und sagte erleichtert: „Hier steckst du also, Paul! Ich habe mir schon ernsthafte Sorgen gemacht.“ Paul erzählte ihm aufgeregt die Geschichte seiner unglaublichen Entdeckung.

Der Opa war baff. Schließlich murmelte er verwirrt: „Das ist unfassbar.“ „Aber wahr“, ergänzte der Junge stolz und streckte ihm das als verschollen geglaubte Schulheft entgegen. Wenig später fragte der Großvater: „Wollen wir nochmal in der Dunkelheit zur Unglücksstelle gehen?“ „Au ja!“, rief Paul, außer sich vor Freude. Gesagt, getan: Um circa 21 Uhr unternahmen die beiden eine Nachtwanderung zur Unglücksstelle Ludwigs. Dort machte sich Paul noch einmal ein Bild von den Ereignissen, die sich damals dort zugetragen hatten, und dachte bei sich: „Vielleicht war alles doch ganz anders.“

Jakob Haas und Philipp Wiedmann haben den ersten Preis in der Altersgruppe der 9- bis 10-Jährigen gewonnen.

DER DIEBSTAHL IM FREIBAD

Eigentlich war es ein Tag wie jeder andere für Carlo im neuen, großen Freibad. Carlo arbeitete dort schon seit langer Zeit als Detektiv. Doch dieser Tag sollte anders werden als alle bisherigen Tage. Bis zum Mittag war alles ruhig und Carlo ging seiner Arbeit nach, ohne dass etwas Auffälliges passierte. Kurz nach seiner Mittagspause meldete sich jedoch eine ältere Dame in seinem Büro, um den Diebstahl zweier Ohringe zu melden. Kaum hatte er alle Daten aufgenommen, stand schon der nächste Besucher in seinem Büro und meldete den Diebstahl einer Halskette. Und so ging es noch eine ganze Zeit weiter. Insgesamt sechs Diebstähle in einer so kurzen Zeit! Das hatte er in seiner langen Zeit als Detektiv noch nicht erlebt.

Carlo begann sofort mit den Ermittlungen. Als Erstes schaute er sich an, wo die Sachen verschwunden waren. Er erkannte sofort, dass diese Stellen alle auf der großen Liegewiese vom Freibad lagen. Als Nächstes beobachtete er die Badegäste, um vielleicht jemanden zu erkennen, der sich auffällig verhielt. Auch überlegte er, ob es sich um einen Täter handelte oder vielleicht doch um eine Gruppe von Tätern. So vergingen einige Stunden, ohne dass er auch nur den geringsten Hinweis fand. Zu allem Übel zogen jetzt auch noch ein paar Regenwolken auf und die Badegäste fingen an, zusammenzupacken und das Bad zu verlassen. Er musste sich jetzt wirklich etwas einfallen lassen, um den oder die Täter doch noch zu überführen. Um die Leute noch genauer zu beobachten, kam ihm die Idee, zum Drehkreuz am Ausgang zu

gehen, da sich dort beim Verlassen des Bades immer eine Menschen-
schlange bildete.

Schon nach wenigen Minuten fiel ihm auch gleich ein alter Mann auf, der nur eine kleine Tüte in der Hand hielt. Carlo sprach den Mann an und fragte, warum dieser nur so eine kleine Tasche dabei hatte und nicht – wie die anderen Gäste – eine große Badetasche. Der ältere Herr antwortete auf seine Frage, dass er eigentlich nur zum Lesen in das Bad gekommen sei. Da wurde Carlo ein wenig misstrauisch und fragte, ob er sich die Tasche genauer anschauen dürfe. Der ältere Herr schaute Carlo verwundert an und fragte, warum er das möchte. Nachdem Carlo ihm erklärte, dass er Detektiv sei und eine Diebstahls-
serie aufkläre, ließ ihn der Mann seine Tasche kontrollieren. Außer einem Buch konnte Carlo wirklich nichts anderes darin finden. Der ältere Herr hatte also die Wahrheit gesagt. Carlo wünschte ihm noch einen schönen Tag und setzte seine Ermittlungen fort. Er kontrollierte immer wieder verdächtige Besucher, aber der Dieb war nicht dabei. Als nun alle Gäste das Freibad verlassen hatten, saß Carlo enttäuscht in seinem Büro. Hatte er nicht richtig geschaut oder handelte es sich um einen Profi-Dieb? All diese Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Er sagte zu sich: „Habe ich vielleicht doch etwas übersehen?“ Also machte er sich nochmal auf den Weg zur Liegewiese.

Auf der Wiese angekommen, schaute er sich um, konnte aber im ersten Moment nichts Ungewöhnliches erkennen. Die untergehende Sonne blendete ihn, aber im Augenwinkel konnte er ein leichtes Glitzern auf der Wiese sehen. Nicht weit entfernt von ihm lag ein kleines Stück Alufolie, in dem sich die Sonnenstrahlen spiegelten. Carlo machte sich auf den Weg, um es aufzuräumen. Aber auf halbem Weg blieb er erschrocken stehen. Wie aus dem Nichts schnappte sich ein schwarz-weißer Vogel das Stück Folie und flog davon.

Carlo überlegte kurz: Könnte es sein, dass er eben seinen Täter gefunden hat? Ein schwarz-weißer Vogel ... „Na klar“, sagte er zu sich selbst. „Es ist eine Elster, die sich die glitzernden Sachen stibitzt hat.“ Er schaute sich um und sah gerade noch, wie die Elster in einem der Bäume neben der Liegewiese verschwand. Aus seiner Schulzeit wusste

Carlo noch, dass Elstern total auf glitzernde Sachen stehen und diese gerne in ihr Nest bringen. Carlo ging näher, um sich die Sache genauer anzusehen, und kletterte auf den Baum. Das Nest der Elster war schnell gefunden. Beim näheren Hinsehen konnte er alle gestohlenen Gegenstände darin entdecken. Der Detektiv musste in diesem Moment lächeln, denn er hatte den Dieb gefunden!

Er nahm alle Sachen aus dem Nest, um sie ihren rechtmäßigen Besitzern am nächsten Tag zurückzugeben. Jetzt hatte Carlo es doch noch geschafft, den Fall zu lösen, und konnte glücklich und zufrieden in den Feierabend gehen!

Der Autor hat mit seiner Geschichte (nach dem Originalmanuskript, Namen redaktionell verändert) den 2. Preis in der Altersgruppe der 9- bis 10-jährigen gewonnen.



Auch Autorenteams dürfen für den Kinder-Krimipreis antreten.



Zur Laudatio kommen die Preisträgerinnen und Preisträger auf die Bühne.

DAS THEATERDRAMA

„Einen Café au Lait und ein Croissant, bitte“, bestellt ein rundlicher Mann mittleren Alters. Zum gefühlt hundertsten Mal bediene ich die hochkomplizierte Kaffeemaschine des kleinen Cafés im Foyer eines Theaters am Rande von Paris. Ich ziehe den Kaffee von der Maschine weg und lege noch das Croissant dazu, bevor ich es dem Mann in die Hand drücke. „Der Nächste, bitte!“, brumme ich. Doch da ertönt schon der erste Theater-Gong und die Reihe zerstreut sich. Erleichtert atme ich auf und setze mich auf den Tresen, um meine Pause zu genießen. Ich krame in meiner Tasche und fische mein Französisch-Lexikon heraus, in das ich mich jetzt vertiefen werde. Irgendwann werde ich die Sprache hoffentlich besser beherrschen.

Ich schrecke hoch, als ich das Läuten der Pausenglocke vernehme. Stöhnend stelle ich mich erneut hinter den Tresen. Einmal mehr verfluche ich den Krieg, der in meinem Heimatland, dem Irak, ausgebrochen war. Aus diesem Grund musste ich in ein wildfremdes Land – Frankreich – flüchten. Auch mein Medizinstudium konnte ich nicht fortsetzen. Und deswegen bin ich jetzt nur die Bedienung in dem kleinen Café am Rande von Paris. Dann fange ich an, die Bestellungen aufzunehmen.

Eine geschlagene halbe Stunde später ist die Menschenglange endlich besiegt und ich habe zum Glück wieder Pause. Ich gehe in die Hocke, um meine Lieblingstasche – mein einziges Andenken aus dem Irak – aufzuheben. Genau in diesem Moment höre ich, wie jemand die Tür des Theaters ungewohnt heftig aufschlägt und wie mehrere Menschen in das Theater stürmen. Verwundert und auch ein bisschen ängst-

lich bleibe ich in der Hocke. Augenblicklich fallen mir sämtliche blutige Horrorszenerien ein, die ich im Irak während des Krieges erlebt habe. Doch ich rede mir sofort wieder ein, dass ich jetzt in Frankreich und somit in Sicherheit bin. Plötzlich jedoch setzt mein Herz für eine Sekunde aus, da die Kugel einer Pistole meinen Kopf um einen Millimeter verfehlt und in der Wand hinter mir ein klaffendes Loch hinterlässt. Gleich darauf folgen vier weitere Schüsse, die mich grausam an den Krieg erinnern und die Wand hinter mir zerfetzen. Auf einmal sind meine Hände schweißnass. Mir wird schlecht vor Angst. „Also doch Attentäter“, denke ich todesängstlich und kauere mich noch tiefer hinter den massiven Tresen. Ob er wohl den Kugeln standhalten wird? Ich hoffe es inständig. Gleich darauf höre ich eine gedämpfte Männerstimme. „Lass uns weitermachen, hier ist niemand“. Das Gesicht der Person muss von einer Strumpfmaske verdeckt sein. Die Stimme kommt mir bekannt vor, ich kenne sie besser als jede andere Stimme auf dieser Welt. Das ist schlimmer als in jedem Horrorfilm! Das will ich einfach nicht glauben, das darf ich nicht glauben. Aber es stimmt. Ich würde die Stimme unter Tausenden wieder erkennen. Ach was, unter Millionen. Gleich werde ich mich übergeben müssen, vor Angst. Das hätte ich ihm nie zugetraut. Plötzlich fällt mir etwas ein: „Was, wenn die Verbrecher im großen Theatersaal um sich ballern?“ Ein weiterer eiskalter Schauer läuft mir den Rücken runter, denn ich habe gesehen, dass ausgerechnet heute *Die Weihnachtsgeschichte* gespielt wird. Ein Stück, das speziell für Kinder umgeschrieben wurde. „Ja, dann müssen sich ja viele Kinder im Saal befinden!“, denke ich schreckerfüllt. Verzweifelt suche ich nun noch mehr nach einem Weg, die Leute im Saal zu warnen. Ich wäge meine Chancen ab. Wenn ich laut rufe, würden mich die Zuschauer wahrscheinlich nicht hören. Dafür war das Theater zu laut. Stattdessen würden mich aber die maskierten Männer bemerken, die mich schneller erschießen würden, als ich „Kaffeemaschine“ sagen kann. Meine zweite Möglichkeit wäre, aus meinem Versteck zu laufen und in den Saal zu rennen, um die Zuschauer zu warnen. Allerdings ist die Wahrscheinlichkeit ziemlich groß, dass die Terroristen mich schon auf dem Weg zur Tür erschießen. Es hilft alles nichts. Ich

wäre so oder so tot, bevor ich das Publikum gewarnt hätte. Mutlos und voller Angst kauere ich so in meinem Versteck. Doch da höre ich schon die quietschende Tür zum Saal aufschwingen. Mein Herz zerspringt fast vor lauter Furcht. Ich bekomme kaum noch Luft, meine Lunge ist wie zugeschnürt. Da vernehme ich die ersten Schüsse und, gleich darauf, gellende Schreie. Dann höre ich einen besonders lauten Knall, der sich deutlich von den anderen abhebt. Es ist der Knall eines Sprengstoffgürtels. Ich sehe nur noch etwas Blut unter der Tür hervorquellen, dann wird mir schwarz vor Augen.

Als ich wieder zu mir komme, bemerke ich, dass meine Handinnenflächen blutverschmiert sind. Ich muss mir vor Angst die Fingernägel ins Fleisch gerammt haben. Erst jetzt fällt mir auf, dass ich nicht alleine bin. Neben mir steht ein Polizist, der mich mit mitfühlendem Blick mustert. „Wie viele?“, frage ich mit matter Stimme. „Wie viele was?“, antwortet der Polizist mit einer scheinbar ahnungslosen Gegenfrage. „Sie wissen genau, was ich meine“, presse ich heraus. Eigentlich bin ich zu schwach für eine Diskussion. „Mmmh. Bisher haben wir elf Leichen geborgen, aber die Zahl wird sich sicherlich noch erhöhen“, gibt der Polizist bereitwillig Auskunft. Nach einer kurzen Pause ergänzt der Beamte: „Aber zurück zu Ihnen. Sie waren sehr mutig und haben genau richtig gehandelt. Jetzt müssen Sie erst mal mit in ein Krankenhaus kommen, um sich untersuchen zu lassen, dann sehen wir weiter.“ „Darf ich meinen Sohn anrufen?“, frage ich. Ich muss ihn unbedingt informieren und seine Stimme hören. Doch als ich seine Nummer wähle, geht leider nur die Mailbox ran. Das wunderte mich sehr, denn normalerweise geht er immer an sein Handy. Enttäuscht lasse ich das Mobiltelefon sinken, stecke es zurück in meine grüne Tasche und lasse mich zum Krankenhaus bringen.

Als ich mit verarzteten Händen wieder nach Hause komme, sitzt mein 20-jähriger Sohn Haias schon am Esstisch. Jedes Mal, wenn ich ihn anschau, erinnert er mich an seinen Vater, meinen Verlobten. Iskandar. Er ist im Krieg gefallen, und war der Hauptgrund, warum wir aus dem Irak geflohen sind. Seitdem hat sich mein Sohn leicht zu einem Problem-Jungen entwickelt. Aber ich nehme es ihm nicht übel,

denn ich trauere ebenfalls, nur auf eine andere Art und Weise. Es tut immer noch weh, wenn ich auch nur an meinen Verlobten denke, der drei Wochen vor der Hochzeit erschossen wurde. „Was ist mit deinen Händen los, Achtar?“, fragt mein Sohn anstelle einer Begrüßung. „Ich habe dir schon zimal gesagt, dass du mich nicht beim Vornamen nennen sollst, Haias! Ich bin deine Mutter“, fahre ich ihn aufbrausend an. Wenn ich etwas nicht leiden kann, dann sind es Kaffeemaschinen und meinen Vornamen. Es ist komisch, sobald ich mit ihm spreche, wechsele ich automatisch ins Arabische. „Entschuldigung“, schiebe ich jedoch gleich hinterher. „Ich bin noch etwas aufgebracht von dem heutigen Geschehnis.“ Und da beginne ich zu erzählen ...

Als ich fertig bin, fange ich an zu weinen. Erst jetzt registriere ich überhaupt, dass all das wirklich geschehen ist. Mein Sohn beschwichtigt mich kurz: „Du hast doch überlebt und das ist das Einzige, was zählt“, sagt er kurz angebunden und umarmt mich flüchtig, bevor er in seinem Zimmer verschwindet. Allein bleibe ich verwundert in der Küche. Doch dann kommt mir ein Einfall. Kurz zögere ich, dann krame ich in meiner Tasche nach der Telefonnummer des netten Polizisten, die er mir vor dem Krankenhaus gegeben hat. Kurz darauf wähle ich die Nummer, die auf dem Zettel steht, und während ich dem Freizeichen lausche, zieht sich mein Brustkorb mehr und mehr zusammen. Meine Hände werden schweißnass. Soll ich das wirklich tun? Kann ich das tun? Nun könnte ich noch auflegen. Der Polizist nimmt mir die Entscheidung ab, indem er sich am Telefon meldet: „Ja, hier ist Commissaire Boulot, was gibt's?“ „Hallo, hier bin ich, also äh ... Frau Mezoued“, antworte ich mit kratziger Stimme. „Was gibt es denn?“, fragt der Polizist. „Sie wirken ja ganz aufgeregt!“ „Ich ... also ... ich glaube, ich wüsste etwas Wichtiges über ... na ja ... Sie wissen schon, *den Fall.*“ „Sind Sie sich sicher? Wir stecken mitten in den Ermittlungen und wir wissen natürlich, dass das Attentat Ihnen sehr zugesetzt hat, aber wir vergeuden ungern unsere Zeit. Also wenn Sie einen wirklich wichtigen Hinweis haben, kommen wir selbstverständlich, aber ansonsten würden wir nur ungern unterbrechen. Es ist nämlich so: Wir wissen kaum etwas über den Fall, nur dass es wahrscheinlich ein ge-

plantes Attentat der Terrorgruppe IS war. Denn diese Gruppe hat in letzter Zeit schon ein paar Anschläge in Paris verübt. Und da das Theater *Die Weihnachtsgeschichte* gespielt hat, gäbe es auch ein Motiv. Sie wissen ja, dass der IS die Anschläge wegen religiöser Hintergründe verübt.“ „Es ist wichtig“, bringe ich zwischen zusammengepressten Zähnen hervor. Gleich würde ich anfangen zu weinen, das war einfach viel zu viel für einen Tag. „Also gut, wir sind auf dem Weg“, antwortet Commissaire Boulot. Da füge ich noch stockend hinzu: „Ich glaube, ich weiß, wer ... unter anderem mitschuldig ist an ... dem Anschlag, und zwar ...“

Zehn Minuten später schaut der Polizist mir fest in die Augen. „Sie sind unsere einzige Zeugin, Frau Mezoued. Sind Sie sich wirklich sicher, dass Ihr Sohn Haias Mezoued an dem Attentat beteiligt war?“ Mit Tränen gefüllten Augen sehe ich den Mann an. Ich bringe kaum ein Wort heraus. Ich öffne den Mund, blicke zu dem Commissaire herauf und schließe verzweifelt die Augen. Darf ich Haias jetzt verraten? Meinen eigenen Sohn?

Hannah Ehlers und Sarah Meyer haben den ersten Preis in der Altersgruppe der 11- bis 12-Jährigen gewonnen.



Moderatorin Geli Schmaus interviewt die Preisträgerin.



Alle Gewinnerinnen und Gewinner erhalten eine Krimipreis-Torte.

VOM OPFER ZUM TÄTER

Gierig atmete ich den Rauch ein, der von der Zigarette des Mannes neben mir in die Luft stieg. Schnell wiederholte ich den Vorgang. Langsam beruhigte sich mein pochendes Herz. Mit aller Kraft probierte ich, die Geräusche des Flippers zu ignorieren, aber es war, als würden mich tausend Stimmen zu dem Automaten rufen und sie wurden lauter, zu laut, viel zu laut! Sie drangen mit aller Kraft auf mich ein. Ich hatte das Gefühl, von ihnen aufgezehrt zu werden. Jeden Tag, an dem ich nicht spielen konnte, aß meine Sucht einen Teil meiner Seele. Stolpernd rannte ich vor zu Collin. Er war der Inhaber der *Collins Bar* und so etwas wie ein Freund für mich. „Gib mir ‘nen Whisky!“, stieß ich hervor. Als er nicht reagierte, rief ich wutentbrannt: „Was guckst du so? Na los! Jetzt gib her!“ „Das ist dann aber heute schon dein fünfter Whisky“, gab Collin mit seiner Basstimme zu bedenken. Ich ballte die Faust, weil ich die Geräusche des Flippers hörte, als wären diese direkt neben mir. Bei jedem Klick drückte ich die Faust fester, bis meine Knöchel weiß hervortraten. Collin sah den kalten Schweiß, der mir die Schläfen hinunterlief, und gab seufzend nach. Als er mir den Whisky herüberschob, nahm ich sofort einen großen Schluck. Verzweifelt stellte ich fest, dass das Glas bereits halb leer war. Ich wollte noch einen Schluck nehmen, als mir das „Ping“ meines Handys signalisierte, dass mir eine Nachricht zugesandt worden war. Nein, das konnte nicht sein, das konnten sie mir nicht antun! Hastig las ich mir die Nachricht noch einmal durch. Aber es stimmte, mir wurde der Strom abgedreht, weil ich die Rechnung, wie so oft, nicht bezahlt hatte. Eine Welle der Ungläubigkeit und Wut drohte mich zu übermannen. Die regelmäßi-

gen Geräusche der Spielautomaten gaben mir den Rest. Meine Wut wandelte sich augenblicklich in Trauer und Verzweiflung um. Mit Tränen in den Augen zog ich ein kleines Fläschchen aus meiner Tasche. Vielleicht hatte der Mann recht, der mir es verkauft hatte, vielleicht würde es mir helfen, an Geld zu kommen. Das Geld, das ich so dringend benötigte. Schweren Herzens fasste ich einen Entschluss. Ich könnte es ja einmal probieren, ein einziges Mal ...

„Kommen Sie, Kommissarin Johnson, die Besprechung beginnt jetzt, Sie sollten nichts verpassen!“ „Ich komme in einem Augenblick, Mr. Robertson, ich warte nur noch auf meinen Kaffee“, antwortete ich und drehte mich aus Höflichkeit zu ihm um. „Aber Kommissarin, diese Besprechung hat höchste Priorität, es wäre katastrophal, wenn Sie etwas verpassen würden, denn dann könnten Ihnen wichtige Informationen entgehen“, entgegnete er in einem wichtigtuersichen Tonfall.

Ich drehte mich wieder zur Kaffeemaschine um, sodass er nicht sah, wie ich abschätzig die Augen verdrehte. Leicht genervt erwiderte ich: „Aber ich brauche meinen Kaffee, um wach zu werden, damit ich mit voller Konzentration bei der Sache bin, denn, wie Sie korrekt festgestellt haben, wäre es *katastrophal*, wenn mir ausschlaggebende Informationen entgehen würden,“ erwiderte ich und betonte dabei ‚katastrophal‘ besonders. Mr. Robertson setzte ein zufriedenes Lächeln auf, als wäre er ein Lehrer, der seinem schwierigsten Schüler gerade mit Erfolg das Dezimalrechnen beigebracht hatte. Anscheinend hatte er meinen ironischen Unterton nicht bemerkt.

Ich holte tief Luft und seufzte, Mr. Robertson öffnete erneut den Mund, aber in diesem Moment ertönte das Piepsen der Kaffeemaschine. Erleichtert griff ich nach meiner Kaffeetasse und ging in die Richtung des Konferenzraumes. Aber Mr. Robertson ließ nicht locker und sagte in einem strengen Tonfall: „Kommissarin Johnson, bei allem Respekt, noch nie geriet ein Verbrechen so außer Kontrolle. In bereits 23 Bars in New York wurden Opfer mittels K.-o.-Tropfen betäubt und ausgeraubt. Insgesamt sind bereits 30 Personen davon betroffen. Drei

Opfer erlitten bleibende Schäden, weil sie allergisch auf die Tropfen reagiert haben, haben Sie etwa die *New York Times* noch nicht gelesen?“

Ohne eine Antwort meinerseits abzuwarten, fing er gleich wieder an zu reden, aber seine Stimme wurde von Wort zu Wort eine Oktave höher, sodass ich verstohlen zu den Fenstern auf meiner rechten Seite schielte. Er holte tief Luft und fuhr fort: „Denn da stand, dass man sich nicht mehr so gut auf die Polizei verlassen kann, Miss Johnson. Verstehen Sie denn nicht, wir haben einen Ruf zu verlieren! Also, wenn ich diesen Fall leiten würde ...“ „Genug“, unterbrach ich ihn bestimmt, „das reicht!“ „Aber ich wollte Ihnen doch nur vor Augen führen, dass Sie zu gelassen mit dieser Situation umgehen!“, verteidigte sich Mr. Robertson. „Es ist jedem das Seine, wie er eine schwierige Situation handhabt. Ich bevorzuge es, ruhig zu bleiben, dafür bin ich bekannt und deswegen wurde ich auch mit diesem Fall beauftragt“, wies ich ihn zurecht. Ich beschleunigte meinen Schritt und griff erleichtert zu der metallenen Türklinke. Erschöpft ließ ich mich in einen der gepolsterten Stühle am Ende des ovalen Tisches gleiten und sammelte mich für die bevorstehende Besprechung. Als die Kollegen von der Spurensicherung den Raum betraten, konnte es losgehen. Ich erfuhr, dass die Kneipen, in denen der Täter seine Opfer betäubt und anschließend ausgeraubt hatte, im ärmsten Stadtteil New Yorks, der Bronx, lagen. Alle Taten wurden innerhalb weniger Tage zwischen 21:00 Uhr und 24:00 Uhr ausgeübt. Der Tathergang war offensichtlich immer der gleiche. Der Täter hat betrunkene Leute auf einen Drink eingeladen, in den er K.-o.-Tropfen füllte, oder er hat in Momenten, als die Getränke unbeaufsichtigt waren, diese mit K.-o.-Tropfen vermischt. Die auf diese Weise narkotisierten Gäste konnten sich später aufgrund von Gedächtnislücken an nichts mehr erinnern. Auch die jeweiligen Barbesitzer hatten die Vorfälle zu spät bemerkt, da es häufiger vorkam, dass die Leute nach zu viel Alkoholenuss einschliefen. Verwertbare Spuren für einen genetischen Fingerabdruck waren ebenfalls Fehlanzeige.

Seufzend erhob ich mich aus meinem Sessel, viel war das ja nicht gerade. Ich bedankte mich bei meinen Kollegen, nahm den Zet-

tel, auf dem die genauen Adressen der Bars standen, teilte ihn in der Mitte und wandte mich an Mr. Robertson. „Wir werden alle Kneipen abklappern und uns selbst ein Bild von der Situation machen müssen. Sie übernehmen die eine Hälfte, ich die andere!“ Keine Widerrede dulddend streckte ich Mr. Robertson die eine Hälfte des Zettels entgegen, wohlwissend, dass dies ein langer Abend werden würde. „Soll ich Sie in meinem Wagen mitnehmen?“, fragte Robertson noch, doch ich wollte ein wenig zu Fuß gehen, um in Ruhe über den Fall nachdenken zu können.

Während ich an der Ampel wartete, las ich mir die Adressen noch einmal durch und stellte fest, dass es dumm gewesen war, Robertsons Angebot nicht anzunehmen. Es wäre schlauer gewesen, mit dem Auto zu fahren, weil die nächste Bar ziemlich weit entfernt war. Zu Fuß würde ich mindestens 40 Minuten benötigen. Erneut seufzend steckte ich mir den Zettel in die Tasche, als die Ampel auf Grün umschaltete. Langsam schlenderte ich durch die Straßen New Yorks und betrachtete die Hochhäuser sowie die vielen Läden. Fasziniert dachte ich darüber nach, was ich für ein Glück hatte, in dieser riesigen Metropole zu leben, auch wenn ich mir vorstellen konnte, in einer schöneren Gegend von New York zu wohnen als ausgerechnet in der Bronx. Aber hier würde ich immer Arbeit haben, die Kriminalität in der Bronx war nämlich unfassbar hoch und es gab einfach zu wenig Polizisten, um die Verbrechen hier erfolgreich aufzuklären. Nach einer Weile stellte ich fest, dass es mir gutgetan hatte, diese Strecke zu Fuß zu laufen. Es hatte mir geholfen, einen klaren Kopf zu bekommen, und den brauchte ich auch für diesen Fall! Auf einmal sah ich ein LED-Schild vor mir aufblackern, auf dem stand: SPIELBAR. Aber die Buchstaben P, E, L in dem Wort „Spiel“ waren kaum lesbar, weil die Stromversorgung versagt hatte. Vorsichtig betrat ich die Bar und setzte mich ganz hinten links in eine Ecke, um möglichst ungesehen zu bleiben. Ich zog ein Blatt Papier aus meiner Tasche und begann, mir Skizzen von dem Raum zu machen. Der Tresen mit dem Barmann lag ganz vorne rechts. Vor ihm standen eine Menge Tische, die als Sitzmöglichkeit dienten, und links von der Bar befanden sich genau sieben Spielautomaten, die einem sofort ins

Auge stachen, da sie mit sehr grellen Farben bestrichen waren. Dieser Teil der Bar war mit betrunkenen Leuten überfüllt, die darum rangen, endlich auch einmal an die Reihe zu kommen, um mit diesen in meiner Wahrnehmung nervtötenden Automaten zu spielen. Gedankenverloren notierte ich mir alles, ohne zu wissen, für was das noch gut sein sollte. Nach weiteren zehn Minuten dröhnte mein Kopf von dem ganzen Zigarettenrauch, dem grellen Licht und den quietschenden Geräuschen der Spielautomaten.

Ich ging nach draußen und atmete erleichtert ein. Eigentlich ist die Luft in New York nicht sehr gut, aber im Gegensatz zu der Luft in der Bar kam mir diese wie frische Landluft vor. Ich zog den Adresszettel aus meiner Tasche und stellte erleichtert fest, dass die nächste Bar nur fünf Minuten entfernt war. Als ich vor der Kneipe ankam, betrat ich auch diese sofort, wohl wissend, dass mein Kopf, der gerade aufgehört hatte zu pochern, gleich wieder anfangen würde zu schmerzen. Und als ich die Tür öffnete, schwebte mir auch schon eine große, stinkende Rauchwolke entgegen. Doch es half nichts, ich ließ mich auf den Stuhl neben der Tür gleiten, in der Hoffnung, dort etwas mehr frische Luft abzubekommen. Nun sah ich mich auch hier genau um und skizzierte mir den Raum erneut. Aber diesmal verschwand ich schnellstmöglich aus der Bar, denn die klackernden Geräusche der Spielautomaten machten mich nervös und störten meine Konzentration. Nach diesem Schema suchte ich zehn weitere Kneipen auf. Erleichtert atmete ich auf, als ich aus der letzten Bar trat. Schräg gegenüber erblickte ich ein Internet-Café. Mit schnellen Schritten ging ich darauf zu, taumelnd ließ ich mich vor einen Computer in einen klapprigen Holzstuhl fallen. Erschöpft zog ich den Zettel aus der Tasche, auf dem die Raumskizzen der Bars abgebildet waren.

Ich sah sie genau an, aber das hartnäckige Pochen meiner Schläfen hinderte mich daran, mich zu konzentrieren. Suchend ließ ich meinen Blick durch das Internet-Café gleiten, in der Hoffnung, eine Kellnerin zu entdecken. Dabei blieb mein Blick an einem Mann hängen, der wie gebannt auf einen Computer starrte. Ich sah noch einmal genau hin und entdeckte, dass er so ähnliche Spiele spielte wie die

Männer in den Bars. In dem Moment fragte mich eine ungewöhnlich hohe Frauenstimme: „Kann ich dir etwas bringen?“ Ich antworte nicht sofort, da ich immer noch auf den Mann an dem Computer fixiert war. Die Kellnerin bemerkte meinen Blick und sagte: „Oh, das ist Marc, er kommt hier jeden Tag her. Er ist spielsüchtig, kann es sich aber nicht leisten, auf echten Spielautomaten zu spielen, deswegen spielt er hier. Die Computerspiele sind zwar nicht das gleiche wie die Spielautomaten, aber es gibt ihm ein ähnliches Gefühl. Er ist eigentlich ganz harmlos, solange du ihm nicht den Stecker aus dem Computer ziehst.“ Dann fügte sie noch hinzu: „So geht es vielen New Yorkern. Also, was willst du jetzt bestellen?“ „Ein Wasser, bitte!“, antwortete ich und blickte wieder zu dem Mann hinüber. Mir fiel sein Ausdruck auf, den seine Augen hatten. Schlagartig kamen mir die Erinnerungen an die Gäste in den Bars wieder hoch, an die Männer, die sich darum geprügelt hatten, auch endlich mal an den Automaten zu dürfen, an diesen Ausdruck von ungestilltem Durst, an diese Sucht, die die Abhängigen zu einem Sklaven ihres Verlangens machte, sodass sie nur noch wie durch einen Schleier sahen. Eine wahre Dia-Show von meinen Eindrücken in den Kneipen mit den Spielautomaten lief vor meinem inneren Auge ab. „Stopp, Moment mal!“ Erst jetzt fiel mir etwas auf, ein entscheidendes Detail. Alle Bars hatten Spielautomaten! Zwar kam das in den New Yorker Kneipen häufig vor, aber es ist doch sehr seltsam, dass jede Bar, die ich aufgesucht hatte, einen Spielautomaten hatte, mindestens eine hätte ohne einen solchen sein müssen, außer ... außer der Täter war auch spielsüchtig, einer, der, sobald er sein Geld verspielt hatte, an neues kommen musste. Und nachdem er ein Opfer erfolgreich bestohlen hatte, konnte er sich sofort wieder seiner Sucht hingeben. Diese Erkenntnis traf mich wie ein Schlag und je mehr ich darüber nachdachte, ergab es immer mehr Sinn. Zwar war es nur eine Vermutung, aber da ich keine weiteren Spuren hatte, musste ich dieser um jeden Preis nachgehen. Ein kurzer Anruf bei Mr. Robertson bestätigte mir, dass auch in den von ihm besuchten Kneipen Spielautomaten aufgestellt waren. Schnell schaltete ich den Computer an, aber es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis er hochgefahren war. Ungeduldig trommelte

ich mit den Fingern auf den Tisch. Sobald der Computer hochgefahren war, öffnete ich Google und gab in die Suchleiste „Spielbars in der Bronx“ ein. Nach einer gefühlten Ewigkeit zeigte mir der Computer die Ergebnisse auf einer Karte an. Ich verglich diese mit meinen Adressen, an denen der Täter bereits zugeschlagen hatte. Im Stadtteil Bronx gab es nur noch zwei weitere Bars mit ein paar Spielautomaten. Eine davon war nur drei Blocks entfernt. Eifrig trank ich mein Wasser aus und legte einen Geldschein auf den Tresen. Danach machte ich mich schnell auf den Weg zu der Kneipe und sah auf meine Uhr. Es war bereits 22:00 Uhr abends. Bis jetzt wurde der Täter zwischen 21:00 Uhr und 24:00 Uhr aktiv, das hieße, dass ich genau zu seiner Tatzeit bei der Kneipe sein würde.

In der Zwischenzeit hatte sich die Dunkelheit über die Häuser New Yorks gelegt. Aber man brauchte keine Taschenlampe oder so etwas in der Art, denn die Lichter der Shops und Wohnungen spendeten genügend Licht. Schmunzelnd stellte ich fest, wie viel doch an dem Spruch „New York schläft nie.“ dran war. Aus der Luft sah New York wahrscheinlich gerade wie eine überdimensionale Discokugel aus. Aber egal, wie sehr ich diese Stadt liebte, es ist doch unklug, sich nachts hier alleine herumzutreiben. Vielleicht hätte ich doch Mr. Robertson über meinen Plan informieren sollen. Wenn man das, was ich vorhatte, überhaupt einen Plan nennen konnte. Ich hatte mir letztendlich nur überlegt, nach einem Mann Ausschau zu halten, der sich auffällig verhielt und Fremde auf einen Drink einlud. Die leuchtenden Reklameschilder warfen einen unheimlich flackernden Schatten meiner selbst auf die dreckige Straße und ich beschleunigte meine Schritte. Als ich endlich bei der Bar ankam, setzte ich mich möglichst unauffällig an einen freien Tisch. „Jetzt muss ich einen kühlen Kopf bewahren.“ Langsam ließ ich meinen Blick durch den Raum schweifen und entdeckte elf allein sitzende Personen, die schon einiges an alkoholischen Getränken zu sich genommen haben mussten, denn es sah so aus, als würden sie jeden Moment vom Stuhl fallen. Diese Männer musste ich im Auge behalten, da der Täter, wenn er nur einen Funken Menschenverstand besaß, nie ein Opfer aussuchen würde, das sich in einer Grup-

pe aufhielt. Das wäre einfach zu riskant. Um unauffällig zu sein, bestellte ich mir einen Campari Soda und nippte langsam daran. Eine Stunde später wollte ich eigentlich schon gehen, als mir ein Mann auffiel, der in einer durchlöchernten Jeans mit einem verwaschenen schwarzen T-Shirt bei dem Barkeeper Whisky bestellte. Er hatte eine Hand zur Faust geballt und die andere in der Hosentasche stecken. Auf den ersten Blick sah er eher unauffällig aus, aber als ich genauer hinsah, fielen mir zwei Sachen auf. Die erste war, dass er zwei Gläser Whisky bestellt hatte, obwohl er ohne Begleitung in die Kneipe gekommen war, und es sah so aus, als würde er mit der Faust etwas umklammern. Krampfhaft überlegte ich, was ich jetzt machen sollte. Die Kollegen von der Polizei zu alarmieren, das wäre zu früh, da ich keine eindeutigen Beweise gegen ihn hatte. Jetzt blickte ich mich um und sah, wie einer der elf Männer ihn anstarrte – oder besser gesagt einen der Whiskys und diesen gierig mit seinen Augen verschlang. Kurz überlegte ich, ob ich den Mann warnen sollte. Aber er war so betrunken, dass er wahrscheinlich nichts mehr wahrgenommen hätte. Verdammt! Der Mann mit den zwei Whiskys war bereits bei dem anderen Mann angekommen. In den wenigen Sekunden, in denen ich auf sein Opfer geachtet hatte, hatte ich nicht mitbekommen, ob er nun K.-o.-Tropfen in das Getränk geschüttet hatte oder nicht. Angestrengt beobachtete ich jede der Bewegungen der zwei. Gierig nahm der Mann einen großen Schluck Whisky, langsam zählte ich die Sekunden 1 ... 2 ... 3 ... 4 ... 5 ... 6 ... 7 ... 8 ... 9 ... auf zehn sah ich, wie die Augenlider des Opfers zu flattern anfangen und sich die Augen seltsam nach der Seite verdrehen, sodass man nur noch das Weiße in den Augen sah. Dann gaben seine Augenlider den Kampf ganz auf und schlossen sich. Bei dem Anblick lief es mir kalt den Rücken hinunter und als ich dann noch ein zufriedenes Lächeln auf dem Gesicht des Täters erblickte, musste ich mit aller Kraft gegen einen Würgereiz ankämpfen. Ich sah, wie der Täter mit einer geschmeidigen Bewegung aufstand, blitzschnell seine rechte Hand hervorschießen ließ und aus der Tasche des Mannes einen braunen Geldbeutel zog. Dann steckte er diesen in seine eigene Tasche. Ich hatte genug gesehen! Ich angelte mir mein Handy und wählte die

Nummer von Robertson. Nach einer Sekunde ertönte die mir bekannte monotone Männerstimme, die fragte, was los sei. Schnell gab ich ihm Bescheid, dass ich den Täter der K.-o.-Tropfen beobachtet hatte. Daraufhin befahl er mir, dass ich Ruhe bewahren sollte und dass er mit Verstärkung gleich vor Ort sei, solange müsse ich den Täter noch aufhalten oder ablenken.

Sofort durchforstete ich mein Gehirn hektisch nach brauchbaren Ideen. Da fiel mir etwas ein, was mein damaliger Ausbilder immer gesagt hatte. „Macht die Schwächen eures Gegners zu euren Stärken“, und die Schwäche des Täters war seine Spielsucht. Schnell zog ich drei Geldscheine aus meinem Geldbeutel und ging zu ihm hin. Ich holte tief Luft und sprach ihn an: „Hey, du! Wie wär’s, wenn du mir mal zeigst, wie man mit diesen Automaten umgeht!“ Der Täter starrte mich verwirrt an. Da musste ich wohl noch einen drauflegen: „Komm schon, ich lade dich auf drei Runden Flipper ein. Ich habe gehört, dass hier jemand einen Highscore aufgestellt hat, den bis jetzt niemand gebrochen hat. Ich wette, du schaffst es auch nicht.“ Jetzt sah ich in seinen Augen einen Kampf. Einen Kampf zwischen seiner Sucht, seinem großen Verlangen, und der Vernunft, seinem Menschenverstand, der ihn davor warnte, dass hier etwas nicht stimmte. Sein Gesicht spiegelte diese verschiedenen Gefühle wider und eine Welle von Mitleid drohte mich zu übermannen, sodass ich mir schnell wieder ins Gedächtnis rufen musste, dass ich einen Verbrecher vor mir stehen hatte. Ich sah, dass er kurz davor war nachzugeben, er brauchte nur noch einen kleinen Stoß. Ich wedelte mit den Geldscheinen vor seinem Gesicht herum. „Gib her!“, stieß er hervor, griff nach dem Geld und schubste mich brutal zu Seite. Während er spielte, sah er unglaublich euphorisch aus, so wie ein Kind an Weihnachten. Gerade als ich auf die Uhr sehen wollte, wurde die Tür zur Bar aufgestoßen und mehrere schwer bewaffnete Polizisten stürmten herein. Schnell griff ich nach der Hand des Täters und drehte sie ihm auf den Rücken und sagte meinen Lieblingssatz bei der Polizei: „Sie sind verhaftet wegen gefährlicher Körperverletzung und Diebstahl. Ich setze Sie hiermit in Kenntnis, dass alles, was Sie ab jetzt sagen, vor Gericht gegen Sie verwendet werden kann!“

„Eins muss man Ihnen lassen, Miss Johnson“, wandte sich Mr. Robertson an mich, der unter den Polizisten war, während dem Täter die Handschellen angelegt wurden. „Ihren Ruf als scharfsinnigste Kommissarin haben Sie sich zu Recht verdient!“

Sophie Anker hat den zweiten Preis in der Altersgruppe der 11- bis 12-Jährigen gewonnen.

Protokoll vom 20.4.2015

Dein Name?

Merle Resmaier.

Du bist auch in Laras Klasse?

Ja, 10a, Vicky Lu; äh – ich meine Victoria-Luise-Gymnasium.

Kanntest du Lara gut?

Geht so; sie war ja erst seit November bei uns.

Warum eigentlich seit November?

Sie und ihre Eltern sind dann hierher gezogen; ich glaube, aus Berlin.

War Lara beliebt?

Ja, schon, wie alle eben.

Ist das nicht schwierig, alles nur Mädchen in einer Klasse?

Wieso?

Na, ich meine, so eine Art Zickenkrieg?

Nö, eigentlich nicht. Jeder hat ja seine Freundinnen; das ist okay.

Und wer sind deine Freundinnen?

Lea und Michelle.

Lara also nicht?

Nö; die war mal im Dezember für zwei oder drei Wochen in unserer Clique, dann aber nicht mehr.

Was ist denn vorgestern genau passiert?

Na ja, wir sind halt von St. Ottilien zu Fuß zum Bahnhof gegangen; unsere Koffer waren schon mit dem Bus weg, und da hat Lara eben ihren Asthmaanfall gehabt.

Weißt du, warum das passiert ist?

Wir waren schon echt spät dran; den Zug hätten wir nur noch bekommen, wenn wir richtig schnell gegangen wären. Außerdem haben ein paar sehr getrödelt und die Lehrerinnen sind an jeder Blume stehengeblieben, um sie zu bestimmen.

Und das hat Lara aufgeregt?

Ja, sie hatte noch was vor; war mit irgendwem verabredet und hätte es nur gut geschafft, wenn wir den richtigen Zug gekriegt hätten. Und als sie dann noch gestolpert und hingefallen ist und ganz staubig war, fiel ihr ein, dass sie sich vor ihrer Verabredung nicht mal mehr umziehen konnte; da ist sie ausgerastet. Dann kam der Asthmaanfall. Wenn sie ihr Spray im Rucksack gehabt hätte, wäre nichts passiert. Eigentlich hatte sie das immer dabei, diesmal aber eben nicht, und als sie das gemerkt hat, hat sie sich noch mehr aufgeregt. Wir waren auch alle ganz aufgeregt, aber keiner konnte helfen; wir hatten ja alle kein Spray. Und dass das so ausgehen könnte, hatte auch keiner gedacht; es war schrecklich!

Okay, vielen Dank. Du kannst gehen.

Das ist dasselbe, was die anderen aus der Klasse erzählen.

Offenbar ein tragischer Unfall.

Unfall mit Todesfolge, 20.4.2015, gez. Brandstetter, Kommissar

Schweißgebadet schrecke ich wieder mal auf. Ich weiß nicht, wann ich das letzte Mal richtig durchgeschlafen habe. Egal, was ich tue, ich komme nicht mehr zur Ruhe. Ich hätte nicht gedacht, dass das alles so endet – was heißt endet; ich glaube, es hat noch nicht mal richtig angefangen. Und dann liege ich da – mein Herz rast und ich denke immer wieder dasselbe. Wie konnte es nur so weit kommen?

Im November kam Lara zu uns in die Klasse. Sie sah toll aus, so dünn, so blonde Locken und so teure Klamotten. Alle waren gleich ein bisschen neidisch; trotzdem wollten alle mit ihr reden und sich mit ihr anfreunden. Auch die Lehrer mochten Lara. Ich glaube, Lehrer mögen gut aussehende Schüler immer lieber als hässliche, aber sie dürfen es natürlich nicht sagen.

Die ersten paar Wochen lief alles ganz gut. Lara war so nett und auch hilfsbereit; alle mochten sie. Ich weiß nicht, wann es sich änderte, aber spätestens Anfang des Jahres hatten es alle gemerkt. Lara sagte eigentlich noch immer nette Dinge; sie waren bloß nicht nett gemeint. Spätestens, wenn sie einen begrüßte mit: „Merle, hast du abgenommen?“, wusste man, dass der Tag hinüber war. Oder: „Nein, was hast du für süße Schuhe an!“ – Das war ein Zeichen, dass diese Schuhe wirklich völlig out sind und am besten entsorgt werden sollten.

Das Gute war, dass sie alle aus der Klasse gleich behandelte; es gab keine Ausnahmen. Deshalb waren wir uns auch alle schnell einig, dass wir selten eine so blöde Kuh gesehen hatten. Und dann noch ihr Asthma, mit dem sie immer alles entschuldigte! Fast jedes Mal saß sie beim Sport nur auf der Bank, weil die Anstrengung ja zu viel für sie gewesen wäre, und hatte so jeden im Blick. Sport ist sowieso schon ätzend, aber wenn jemand dabei zusieht und nur darauf wartet, dass man entweder blöd aussieht oder etwas nicht kann, wird es ungleich schlimmer.

Dann kam das Referat in Bio, das wir zu viert ausarbeiten sollten. Natürlich wurde Lara uns zugeteilt; ich hatte es gehaut. Lea, Michelle und ich sind dann nachmittags zu Lara nach Hause, um die Aufgaben zu verteilen. Ihre Wohnung war klasse, viel größer als unsere. Sogar ihre Eltern sahen gut aus! Es war so was von ätzend! Na ja, irgendwie

haben wir auch das überstanden. Am Referat hat Lara natürlich gar nichts vorbereitet, aber wir mussten sie beim Vortrag ja auch was sagen lassen. Dass sie das konnte, war so was von klar! Wir haben zwar alle zusammen eine Eins darauf gekriegt, aber der dämliche Lehrer hat natürlich immer nur ihren Beitrag gelobt. Es war so ungerecht!

Und dann St. Ottilien. Ich weiß nicht, warum wir die dumme Nuss schon wieder für unser Zimmer zugeteilt bekamen, aber so war es. Sie bekam natürlich das beste Bett, den meisten Platz im Schrank und hatte eh nur ihre Nobelklamotten dabei. Wir anderen drei hatten uns extra noch neue Schlafanzüge gekauft, damit der Vergleich nicht zu peinlich wurde! Die ganze Klassenfahrt war eine einzige Tortur. Man hatte auch überhaupt keine Möglichkeit zu entkommen. Ich habe einfach nur die Minuten runtergezählt, bis das Ganze endlich vorbei war.

Als wir uns dann mit unseren Koffern unten in der Halle treffen sollten, hatte Lara noch fast gar nichts eingepackt. Und wir sollten ihr helfen! Ich bin fast ausgetickt, aber sonst wären wir wohl gar nicht weggekommen. Also mussten Lea, Michelle und ich wohl oder übel noch ihre Sachen in den Koffer tun – oh ne! Dann wurden die Koffer in den Kleinbus geladen, damit der Fahrer sie zum Bahnhof fahren konnte, und wir sollten zu Fuß gehen. Das war klar, wir sind ja auch schon vom Bahnhof zum Kloster hin gewandert. Aber Lara hat natürlich wieder mal gemotzt – und wir konnten es nicht schon wieder ertragen!

Also sind wir los und die ganze Zeit erzählte sie von dem „süßen Jungen“, mit dem sie sich um fünf Uhr treffen wollte, und dass sie das ja nicht mehr schaffen könnte. Und dabei war es ja ihre Schuld, dass wir nicht losgekommen waren. Aber nein, das konnte sie natürlich nicht zugeben und jammerte die ganze Zeit weiter. Ich war nicht die Einzige, die das genervt hat; alle hatten die Nase voll davon! Irgendwer – ich glaube, es war Tabea, vielleicht auch Julia – hat sie dann geschubst und gesagt, sie soll sich mal zusammenreißen. Natürlich ist sie gleich hingefallen und war dann von oben bis unten schmutzig. Victoria fragte noch, ob das da ein Loch in ihrer Designer-Jeans sei. Da hat sie sich so aufgeregt, dass sie schon anfang, nach Luft zu schnappen. Dann suchte sie in ihrem Rucksack nach dem Asthma-Spray, aber sie konnte es nicht

finden. Lea, Michelle und ich blinzelten uns schon wissend zu und freuten uns, dass die blöde Kuh endlich auch mal Pech hatte.

Dass das Asthma-Spray fehlte, gab Lara dann den Rest. Sie wälzte sich auf dem Boden und lief rot-blau an. Zuerst dachten wir noch, das ist wieder eine ihrer Shows, aber dann merkten wir, dass sie wirklich keine Luft bekam! Da überkam mich schon ein leises Grauen, aber ich dachte immer noch, dass es nicht so schlimm werden könnte. Die Lehrerinnen versuchten, den Notarzt anzurufen, aber in der Einöde ist natürlich kein Netz, deshalb ging das auch nicht. Wir sahen also alle zusammen zu, wie Lara starb. Ich weiß nicht, wie ich diese grauenvollen Minuten überstanden habe. Mir war, als wären es Stunden; alle aus der Klasse waren fast hysterisch. Ich weiß nicht mehr, wie wir dann alle nach Hause gekommen sind – ich habe wirklich gar keine Erinnerung mehr daran.

In der Schule kam dann eine blöde Psychotherapeutin, die mit der ganzen Klasse geredet hat – als wenn das was nützte! Laras Eltern wollten unbedingt, dass die Polizei den Fall untersuchte, aber keine aus der Klasse hat gesagt, dass wir Lara alle nicht leiden konnten; auch Lea und Michelle haben dichtgehalten. Es war ein Unfall ...

Trotzdem, ich weiß natürlich, dass ich es war. Weil ich in St. Ottilien so richtig sauer war, habe ich das Asthmaspray aus Laras Rucksack genommen und dann in ihren Koffer getan. Lea und Michelle haben es gesehen und die Daumen zustimmend hochgereckt. Wir waren gleich ein bisschen besser drauf, damals. Nach der Polizeiermittlung war ich anfangs auch noch erleichtert, dass sie es nicht herausgefunden hatten. Aber ich weiß nicht, ob ich das weiter aushalte! Ich kann an nichts anderes mehr denken – nicht, wenn ich wach bin, und offenbar auch nicht, wenn ich schlafe! Alles dreht sich nur noch um Lara. Es ist schlimmer als damals, als sie noch gelebt hat.

So kann es nicht weitergehen. Ich greife zum Telefon und wähle die Nummer der Polizei. „Mein Name ist Merle Resmaier. Kann ich bitte Kommissar Brandstetter sprechen? Ich muss ihm etwas erzählen.“

Katharina Döhler hat den ersten Preis in der Altersgruppe der 13- bis 14-Jährigen gewonnen.



Die Jury und die Preisträger des Kinder-Krimipreis 2016.



Zum Abschluss dürfen alle einen spannenden Krimi auswählen.

Kriminalkommissar Frank Balke nippte an seinem extra starken Kaffee, als er bei der Gruppe Schaulustiger ankam. „Hey, aus dem Weg da, haben Sie denn nichts Besseres zu tun, als hier rumzustehen?“, schimpfte er und schob ein paar Leute zur Seite. Frank Balke war schon seit fast zwölf Jahren bei der Mordkommission und hasste es jedes Mal, wenn sich die Menschen wie Aaseier auf einen Mord stürzten. Es war doch schon fast vier Uhr morgens, wie schafften es die Leute eigentlich immer, so schnell aufzutauchen? Dass die Leiche ausgerechnet neben dem hiesigen Asylantenheim gefunden wurde, machte die Sache auch nicht besser. Er drückte seinen Kaffee einem Mann in die Hand und tauchte unter der Absperrung durch, den verwunderten Blick sah er gar nicht mehr.

Am Tatort befanden sich bereits die Spurensicherung und sein Kollege Robert. Robert blickte nervös zu den Schaulustigen, er war erst seit einem knappen Jahr bei der Mordkommission und war vieles noch nicht gewöhnt – wie so oft fragte sich Balke, wie der schreckhafte Robert es eigentlich in die Mordkommission geschafft hatte. „Also Robert, wie sieht’s aus?“ Sofort wandte dieser etwas schuldbewusst den Blick von den Schaulustigen ab und holte seinen Notizblock heraus. „Ähm ... also vorhin ging ein Anruf bei der Polizei ein ... ein Zeuge hatte einen Flüchtling bei dem Opfer, Mattias Kreit, gesehen. Kreit hat eine Schusswunde in der Brust. Laut dem Gerichtsmediziner ist er seit ungefähr zwei bis vier Stunden tot, was zur Aussage vom Zeugen passen würde. Der Zeuge war Christian Schulz. Er meinte, er sei in der Nähe spazieren gegangen, als er einen Schuss hörte, danach sei er sofort hier-

her gelaufen. Nach dem Flüchtling wird bereits gesucht, es handelt sich höchstwahrscheinlich um Yasin Esmail. Er hatte auch die Pistole in der Hand. Ließ sie allerdings fallen, nachdem er Schulz erblickte. Wir haben seinen Namen durch seinen Asylantrag bekommen, da muss man ja auch die Fingerabdrücke angeben.“ Nachdenklich schaute Kommissar Balke den Männern von der Spurensicherung zu, wie sie eine Plane über den Toten legten. Er konnte nur noch den vom Regen ausgewaschenen Blutfleck des Mannes sehen, bevor die Plane ihn zudeckte.

Der Fall war interessant: Mattias Kreit besaß eine lokale Kneipe und war ein bekannter Rechtsextremer. Er hatte die meisten Anti-Asylantenheim-Proteste geleitet, und Christian Schulz war ein Kandidat für die anstehende Bürgermeisterwahl. Schulz hatte auch große Teile des Asylantenheimes finanziert. Grübelnd kratzte sich Balke an seinem Kopf. Hatte dieser Yasin sich vielleicht rächen wollen?

„Ich will erst noch einmal mit diesem Schulz reden. Ist er noch da?“

„Beim Polizeiwagen da drüben.“

Christian Schulz war ein sportlicher Mann Mitte dreißig. Er hatte ein gewisses Maß an Bekanntheit erreicht, nachdem er einen Anschlag auf das Asylantenheim verhindert hatte. Im Moment startete er jedoch nur mit verschränkten Armen auf seine Schuhspitzen.

„Tach, mein Name ist Kommissar Schulz. Sie haben also die Leiche gefunden und den möglichen Täter?“

Erschrocken fuhr Schulz auf, fasste sich jedoch sogleich wieder und nickte. „Ja ... ja, das bin ich. Aber ich habe ihrem Kollegen doch bereits alles erzählt und ich warte hier jetzt schon seit einer Ewigkeit, kann ich nach diesem Gespräch endlich gehen?“

„Natürlich. Aber erzählen Sie mir doch bitte noch einmal alles, ich würde es gerne aus erster Hand hören.“ Der Mann seufzte, fing dann jedoch an zu erzählen: „Also, ich habe um circa halb zwei einen Spaziergang gemacht, weil ich einfach nicht schlafen konnte. Vermutlich einfach die Nervosität vor der Wahl ... Plötzlich hörte ich einen Schuss aus Richtung des Asylantenheimes. Ich habe mir Sorgen gemacht, dass es sich womöglich um einen zweiten Angriff auf das Heim handeln könnte, nachdem der Polizeischutz aufgrund der Kosten abgezogen

werden musste. Das muss so um Viertel vor zwei gewesen sein ... es hat gerade geregnet. Als ich also beim Heim ankomme, sehe ich den armen Matthias und eine Gestalt, die abhaut. Ich dachte erst gar nicht, dass er tot ist, habe aber natürlich gleich die Polizei gerufen.“ „Verstehe. Falls was sein sollte, werden wir uns wieder bei Ihnen melden.“

Als Schulz unter dem Band durchtauchte, beäugten ihn die Schaulustigen neugierig und begannen sofort, ihm Fragen zu stellen. Einer zückte sogar sein Handy, um ein Foto zu schießen, ließ es jedoch sein, nachdem Balke ihn wütend anbellte. Entnervt wollte der Kommissar zurück zu seinem Partner gehen. Als er jedoch sah, dass dieser mit ein paar anderen Polizisten zusammen versuchte, die Schaulustigen und die inzwischen angerückten Journalisten abzuwimmeln, ging er lieber zum Asylantenheim. Inzwischen waren die Lichter angegangen, und er konnte an den Fenstern die Einwohner sehen, die ihn besorgt beobachteten. Er winkte und rief: „Spricht wer deutsch?“ Keine Antwort, sie blickten sich nur besorgt an. „Does someone speak English or German? I'm from police.“

Ein junger Mann hob die Hand: „A bit.“

„Yeah, me too. My English ist ... äh is not so good. Can I ask you something? Can you come out?“ Der junge Mann zögerte, verschwand dann allerdings und trat kurz darauf aus der Tür. Balke kam ein wenig näher, merkte jedoch, dass der junge Mann sich nicht wohlfühlte, und blieb stehen.

„My name is Frank Balke, and your name?“

„Habib.“

„Hi, Habib. Do you know who Yasin is?“

„Sure, he is my friend. What happened?“

Balke zögerte, fuhr dann jedoch fort: „We are searching for him. He maybe knows something about a murder. When did he leave?“

Der junge Mann wurde aschfahl und seine Augen weiteten sich, jedoch fasste er sich schnell wieder und ballte die Fäuste. „Yasin would never do that!“

„Don't worry we are only ...“

„You always blame us! We are just escaping! Why do you always have to blame us? He would never do anything like that!“ Plötzlich drehte sich der Mann um, rannte die Stufen zur Türe hinauf und knallte die Tür zu. Fluchend drehte sich Balke um und ging zurück zum Tatort. „Hey Nord, organisieren Sie einen Übersetzer und befragen Sie die Asylanten.“

Am nächsten Tag befanden sich Balke und sein Partner auf dem Polizeirevier und wollten eigentlich gerade die zusammengetragenen Beweise und Befragungen durchgehen, als eine Durchsage ertönte: „Beim Asylantenheim gibt es eine unangemeldete Demo, wir brauchen dort sofort Verstärkung!“ Sie ließen alles stehen und liegen und fuhren mit. Vor Ort war eine Gruppe von etwa zwanzig Leuten versammelt, die Steine und brennende Hölzer auf das Asylantenheim warfen. Die vier Polizisten vor Ort konnten sie kaum im Zaum halten. Sofort machte sich das angerückte Kommando daran, die Leute zurückzudrängen, die wütend aufschrien.

„Schick ein paar Leute auf die andere Seite des Hauses!“

„Was, i‘?“ Nord wandte sich zu Balke, doch der war bereits dem Einsatzteam gefolgt und zum Heim durchgedrungen. Als Balke an der Tür ankam, musste er sich ducken, um einem Stein auszuweichen. Er hämmerte an die Tür, bis ein Mann mit vor Panik verzerrtem Gesicht öffnete. Der Kommissar schob sich an ihm vorbei in den Gang, in dem sich alle Einwohner versammelt hatten. Angsterfüllt starrten sie ihn an, man konnte den Lärm von draußen immer noch hören. Er winkte und zeigte auf die andere Seite des Hauses: „Ihr müsst aus den Fenstern und dann über die Feuertreppe das Haus verlassen!“ Erst rührte sich keiner, doch dann stand Habib auf: „But Mr. Schulz told us to stay here.“

„Is’ mir egal,“ rief Balke, „they’re throwing burning things. Get out here!“

Habib zögerte, wandte sich dann allerdings den anderen Leuten zu und sagte etwas in einer Sprache, die Frank nicht verstand. Sie standen sehr zögerlich auf und musterten Habib und den Kommissar skeptisch. Doch als plötzlich ein Fenster zerbarst, liefen alle los. Frank klet-

terte als Letztes aus dem Fenster, rutschte auf der nassen Feuertreppe aus und landete plump auf seinem Hintern.

Robert, ein Team Einsatzkräfte und eine Frau warteten bereits im Hinterhof auf sie und führten dann die Leute sofort weg. Nur Habib blieb unsicher stehen und drehte sich zu Balke. Er fühlte sich sichtlich unwohl und hatte sich schon wieder halb umgedreht, als er etwas sagte: „After the rain.“ Dann verschwand er mit den anderen.

Die Frau und Robert, mit einem breiten Grinsen, kamen auf Frank zu. „Keine Sorge, die werden in das Café von Frau von Oeveste gebracht“, erklärte Robert dem Kommissar, der der Gruppe verblüfft hinterher schaute. Die Frau lachte und sagte: „Ach, Robert, ich sagte doch bereits, nennen Sie mich Isabelle.“ Der hochrote Robert setzte bereits zu einer Antwort an, doch Balke war schneller.

„Aha, und warum?“ „Naja, ich habe den Tumult gesehen und dachte mir schon, dass die Flüchtlinge schlecht hierbleiben können. Aber ...“, Robert wurde von den anrückenden Sirenen unterbrochen, „lassen Sie uns das doch woanders besprechen.“

Eine halbe Stunde später saßen Frank Balke und sein Partner im leeren Café von Isabelle von Oeveste, Balke mit einem schwarzen Kaffee und Robert mit einem Stück Himbeertorte. Die Flüchtlinge wurden bereits zurückgebracht und einige Aufwiegler wurden verhaftet oder die Personalien erfasst. Wie sich herausstellte, waren es Freunde des Toten gewesen, die Rache für seinen Tod nehmen wollten. Die meisten waren auch schon am ersten Angriff auf das Heim beteiligt gewesen. Im Hintergrund lief ein Radio, in dem gerade ein Interview mit Christian Schulz gesendet wurde: „Es ist nachvollziehbar, dass die Hinterbliebenen Rache wollten, aber es ist nicht in Ordnung, einfach das Flüchtlingsheim anzugreifen! Nur weil ein Flüchtling kriminell war, kann man das nicht einfach auf alle anderen übertragen ...“ Balke verzog die Stirn und Nord verschluckte sich fast, als Isabelle von Oeveste auf sie zukam. Ihr folgte ein junger Mann, der die Kapuze seines Pullovers tief in die Stirn gezogen hatte. Seine Hand hatte er fest um etwas verschlossen. Robert wurde aschfahl und van Oevestes bis dahin immer lächelndes Gesicht war angespannt, doch Balke grinste: „Yasin.“

„Das können Sie nicht machen! Wo sind denn überhaupt Ihre Beweise?“, rief Christian Schulz entrüstet, als Nord ihm Handschellen anlegte. Sie befanden sich vor seiner Wohnung und die Nachbarn schauten bereits neugierig. Doch Balke war die Ruhe in Person.

„Das mit dem Wetter ist immer so eine Sache ... nicht wahr? Nur weil es hier regnet, heißt das nicht, dass es vorne um die Ecke auch regnet. Sie meinten, es regnete, als Sie den toten Kreit auffanden. Doch laut der Café-Besitzerin gegenüber des Tatortes und den anderen Flüchtlingen hörte es bereits viel früher auf zu regnen.“

„Aber das ist doch kein Beweis!“ Schulz war puterrot angelaufen, doch der Kommissar fuhr unbeirrt fort: „Nein, das nicht. Aber soll i' Ihnen was verraten? Die gefundene iWatch des Toten mit Ihren Nachrichten schon. Nicht zu vergessen die Geldsumme, die bei Ihnen abgehoben und kurz darauf bei Kreit gefunden wurde. Ich kann mir denken, dass Sie ihn bestochen haben, was? Um die Proteste anzuzetteln, damit Sie dann als der Ritter in schimmernder Rüstung dastehen, der alle rettet. Aber er wollte mehr, nicht wahr? Deshalb haben Sie ihn umgebracht. Die Waffe haben Sie dagelassen, das Handy haben Sie auch an sich genommen, doch die iWatch haben Sie vergessen! Also sind Sie zurück, um sie zu holen, aber Yasin war schneller. Und Frau von Oeveste versteckte ihn. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass Yasin so etwas tun würde, weil sie ihn vom Helferkreis kannte. Tja ... das mit der Bürgermeisterwahl wird jetzt wohl nichts mehr.“ Schulz war mit jedem Wort blasser und blasser geworden. Als er zum Polizeiauto geführt wurde, war er kreidebleich und sah etwas krank aus. Von der anfänglichen Wut war nichts mehr zu sehen. Balke schüttelte nur den Kopf und seufzte: „Mensch Robert, gut, dass wir den Kerl gekriegt haben, bevor er womöglich Bürgermeister geworden wäre. Wie sieht's aus, hast du jetzt schon ein Rendezvous mit Frau von Oeveste?“ Über Roberts hochroten Gesichtsausdruck und sein Gestammel musste Frank Balke innerlich grinsen.

Evelyn Braun hat den zweiten Preis in der Altersgruppe der 13- bis 14-Jährigen gewonnen.

AUFTAKT DES KINDER-KRIMIFESTS MIT KIRSTEN BOIE

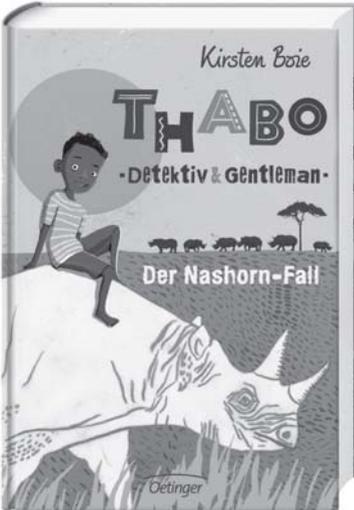
Das 14. Kinder-Krimifests eröffnete die Autorin Kirsten Boie mit einer Lesung aus ihrem neuesten Buch „Thabo – Detektiv & Gentleman: Der Nashorn-Fall“.

Ella, Jonas und Moritz von der Redaktion der *Münchner Kinderzeitung* waren auch eingeladen und führten im Anschluss ein Interview mit Kirsten Boie. Vorab haben sie das Buch natürlich schon gelesen und Jonas hat über den spannenden Kinderkrimi eine Rezension verfasst.



Interessiertes Publikum bei der Lesung mit Kirsten Boie.

Kirsten Boie
Thabo – Detektiv & Gentleman
Der Nashorn-Fall
Oetinger Verlag, 2016
Ab 10 Jahren



Thabo, ein Junge, der Gentleman und Privatdetektiv werden will, sieht bei einer Safaritour mit Onkel Vusi und einigen Touristen ein totes Nashorn, das wegen seines Hornes ermordet wurde. Irrtümlich fällt der Verdacht auf Onkel Vusi, der deswegen ins Gefängnis muss. Thabo nimmt mit Sifiso und Emma, seinen besten Freunden, die Spur des Nashorn-Mörders auf und sie machen sich auf die Suche nach dem wahren Täter. Nur so können sie Onkel Vusi helfen, aus dem Gefängnis zu kommen. Eine spannende Geschichte beginnt, bei der die drei all ihr detektivisches Können beweisen müssen und viele Abenteuer erleben. Das Buch ist spannend und auch lustig. Es spielt in einem Land im Süden von Afrika. Kirsten Boie verwendet immer wieder afrikanische Wörter, die am Ende des Buches erklärt werden. Lustig ist auch die Hauptfigur Thabo, der nie sagt, wie alt er ist, und den Leser mit „Sie“ anspricht, da er ja ein Gentleman werden will.

Jonas Lukasch
Redakteur der Münchner Kinderzeitung

INTERVIEW MIT KIRSTEN BOIE



Woher kommen Ihnen immer die Ideen?

Bei diesem Buch ist es ziemlich klar: während einer meiner Aufenthalte in Afrika. Das mit den Nashörnern ist gerade in Swaziland ein schlimmes Problem: Denn den Nashörnern werden die Hörner wirklich abgeschnitten. Für ein

Horn bekommt man bis zu 200 000 Euro. Da ist es den Tätern egal, was mit den Nashörnern passiert. Sie wollen nur das Horn, um daraus ein Pulver zu gewinnen, das vor allem in Asien als Medizin gilt. Manchmal kommen mir die Ideen aber auch ganz woanders – einmal zum Beispiel in einem ziemlich langen Stau vor dem Elbtunnel in Hamburg.

Und was machen Sie, wenn Sie mal keine Ideen haben?

Dann freue ich mich, dann kann ich mal etwas anderes machen als schreiben (lacht). Meistens kommen mir aber immer Ideen für neue Bücher. Wenn ich an einem Buch sitze und mal nicht weiterweiß, dann räume ich zum Beispiel meinen Keller auf oder mache sonst irgendetwas „Normales“. Dabei fällt mir meist ein, wie die Geschichte weitergehen könnte.

Wie alt ist Thabo wirklich? Im Buch verrät er es nicht, weil er ja ein Gentleman sein will.

Na, dann gehört sich das für mich ja eigentlich auch nicht, das zu verraten, oder? (lacht) Soll ich sagen, wie alt er in meinem Kopf ist? Ich denke, er ist ungefähr 12 Jahre alt. Das könnt ihr aber auch anders denken.

Woher wussten Sie die ganzen afrikanischen Wörter? Sind die ausgedacht oder echt?

Alle Wörter sind echt. Ich unterstütze ja seit neun Jahren ein Projekt für Aids-Waisen in Swaziland und bin auch einmal im Jahr da. Die Sprache dort heißt Siswati und ist unglaublich kompliziert, deshalb kann ich sie auch nicht, nur ein paar Wörter: Ich kann die Begrüßung, mich bedanken und entschuldigen. Für die Wörter im Buch habe ich Hilfe bekommen, damit sie auch stimmen.

Ist es Ihnen schon mal passiert, dass Sie ein Buch fast aufgegeben hätten, weil Sie gerade nicht so richtig gute Ideen dafür hatten?

Ich habe schon viele Bücher aufgegeben und dementsprechend viele Geschichtenanfänge, von denen ich dachte, daraus könnte ein Buch werden. Doch nach 40 oder 60 Seiten – leider nicht nach fünf Seiten, das wäre ja praktischer gewesen – gemerkt, das wird nichts. Da stimmt was nicht in der Geschichte oder die Menschen würden sich nicht so oder so verhalten. Das passiert einfach manchmal, ist aber auch nicht schlimm.

Ist es Ihnen peinlich, wenn Sie mal einen Rechtschreibfehler machen?

Ich bin in einer tollen Position: Das, was ich schreibe, geht an einen Verlag, in dem eine Lektorin (oder ein Lektor) arbeitet, die den Text liest und verantwortlich dafür ist, jeden Fehler zu finden und diesen rauszukorrigieren. Insofern gibt es selten Rechtschreibfehler.

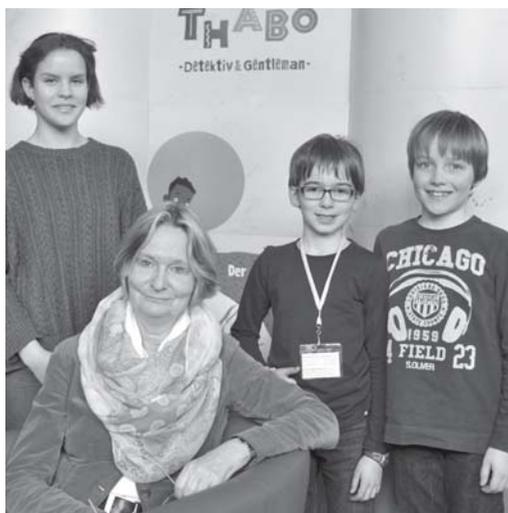
Gestern war ich im Münchner Stadtmuseum zu einer Lesung. Anschließend durfte ich ins Gästebuch schreiben. Weil sie alle so nett zu mir waren und mir auch noch einen Cappuccino schenkten, habe ich mich darin auch dafür bedankt – und erst hinterher gemerkt, dass man Cappuccino mit zwei „p“ schreibt. Das ist mir peinlich (lacht)!

Wie lange schreiben Sie noch?

Ich möchte so lange schreiben, wie mir noch etwas einfällt. Das ist sozusagen die natürliche Grenze. Dazu muss es aber auch Menschen geben, die das lesen wollen, was ich schreibe. Wenn ich 1000 Ideen habe, aber keiner liest mehr meine Bücher, dann muss ich auch aufhören. Und so hoffe ich, das geht noch eine Weile weiter. Warten wir's ab (lacht).

Das Tolle an dem Beruf ist ja, dass du nicht aufhören musst, nur weil du in das Pensionsalter kommst. Dann hätte ich letztes Jahr aufhören müssen. Mich zwingt ja keiner und so schreibe ich, so lange es gut geht.

*Liebe Frau Boie, vielen
Dank für das Gespräch!
Es war toll mit Ihnen!*





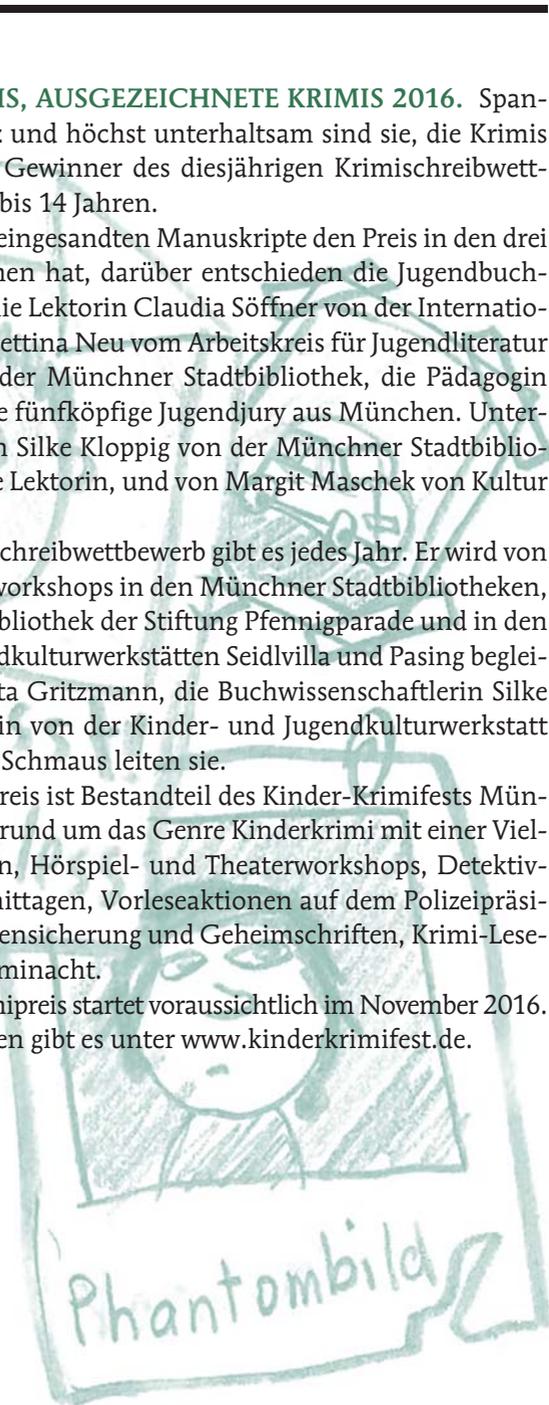
14. KINDER-KRIMIPREIS, AUSGEZEICHNETE KRIMIS 2016. Spannend bis zum letzten Satz und höchst unterhaltsam sind sie, die Krimis der Gewinnerinnen und Gewinner des diesjährigen Krimischreibwettbewerbs für Kinder von 9 bis 14 Jahren.

Welcher Krimi der eingesandten Manuskripte den Preis in den drei Alterskategorien bekommen hat, darüber entschieden die Jugendbuchautorin Lotte Kinskofer, die Lektorin Claudia Söffner von der Internationalen Jugendbibliothek, Bettina Neu vom Arbeitskreis für Jugendliteratur e. V., Judith Richter von der Münchner Stadtbibliothek, die Pädagogin Conny Beckstein und eine fünfköpfige Jugendjury aus München. Unterstützung bekamen sie von Silke Kloppig von der Münchner Stadtbibliothek, von Katja Frixe, freie Lektorin, und von Margit Maschek von Kultur & Spielraum e. V.

Den Kinder-Krimischreibwettbewerb gibt es jedes Jahr. Er wird von einer Vielzahl an Schreibworkshops in den Münchner Stadtbibliotheken, dem Literaturhaus, der Bibliothek der Stiftung Pfennigparade und in den beiden Kinder- und Jugendkulturwerkstätten Seidlvilla und Pasing begleitet. Die Germanistin Gitta Gritzmann, die Buchwissenschaftlerin Silke Schetelig, Conny Beckstein von der Kinder- und Jugendkulturwerkstatt und die Journalistin Geli Schmaus leiten sie.

Der Kinder-Krimipreis ist Bestandteil des Kinder-Krimifests München, einem Literaturfest rund um das Genre Kinderkrimi mit einer Vielzahl von Autorenlesungen, Hörspiel- und Theaterworkshops, Detektivwerkstätten, Spielenachmittagen, Vorleseaktionen auf dem Polizeipräsidium, Workshops in Spurensicherung und Geheimschriften, Krimi-Lesereisen und der Kinder-Kriminacht.

Der 15. Kinder-Krimipreis startet voraussichtlich im November 2016. Alle nötigen Informationen gibt es unter www.kinderkrimifest.de.



Phantombild